

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 19 (1915)

**Buchbesprechung:** Neue Schweizer Bücher (Prosa)  
**Autor:** M.W.

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

standenen Religionen einiges dazu gebracht haben. Bis in dieses Jahrhundert hinein ist die konfuzianische Lehre, „fest am Althergebrachten zu hängen“, in dieser Beziehung treu befolgt worden. Doch als der große Umschwung kam im Reiche der Mitte, der gleich der französischen Revolution auch das religiöse Leben mit sich reißen wollte, da gab es keine Himmelsopfer mehr. Nun aber, da Juanschikai das Amt des Himmelsvermittlers übernommen, wird er auch die altehrwürdigen Bräuche wieder hervorgeholt haben. Sein Ehrgeiz, sein Streben nach der chinesischen Kaiserkrone haben über seine Aufklärer-

heit den Sieg davon getragen. Was er mit dem bedeutungsvollen, mit dem in einem großen Teile des Reiches Zwietracht säenden Schritt für einen Gefallen dem expansionslustigen Japan getan und was die Folgen davon für die ganze Ostasienpolitik und darüber hinaus werden können, wird die Zukunft lehren. Daß kürzlich Japans Diplomaten beauftragt worden, Juanschikai von der Thronbesteigung abzuraten, geschah wohl unter dem Drucke seiner Verbündeten, denen Unruhen in China nie so wenig gepaßt wie gerade zu jetziger Zeit.

Martha Burckhardt, Rapperswil.

## Neue Schweizer Bücher (Prosa).

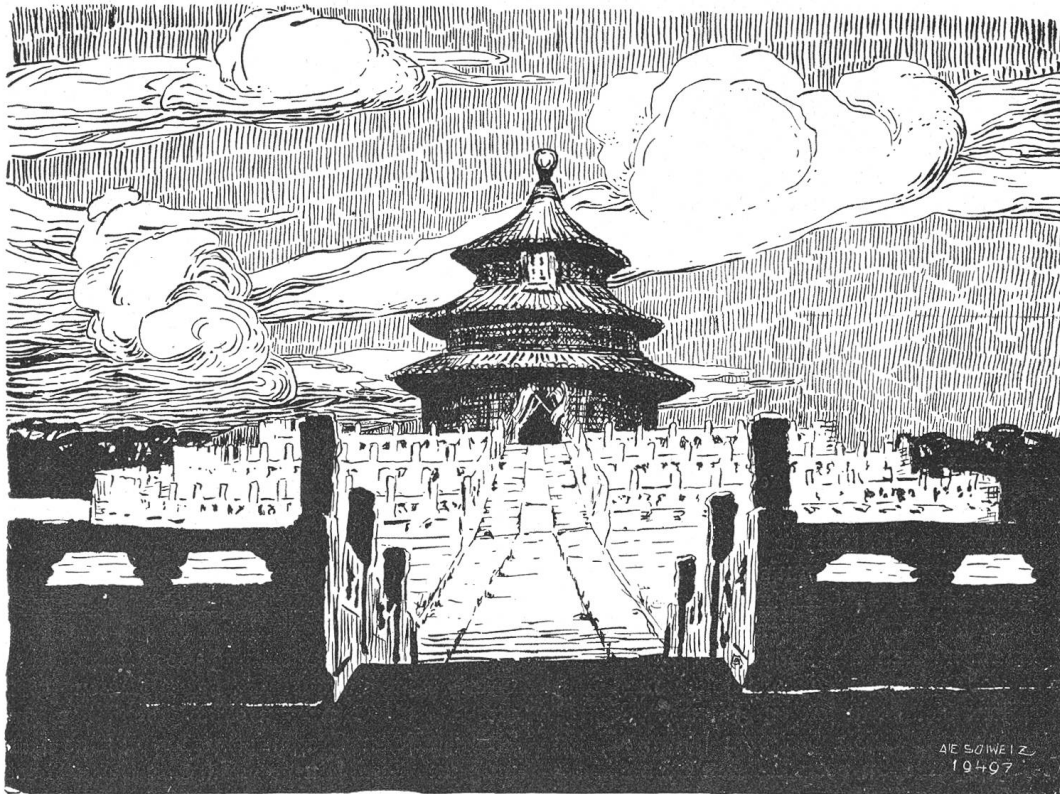
Es war einer unserer erfolgreichsten Schweizerdichter, der beim Ausbruch des Krieges einen eifersüchtigen Seufzer tat im Hinblick auf seine Kollegen jenseits der Grenze, denen sich auf einmal so grandiose Stoffgebiete aufboten. Er hätte sich seinen Seufzer füglich schenken können. Die Erfahrung hat bereits gezeigt, daß das Kriegserlebnis der Kunst nicht zum Heil ward. Es trägt in sich die Versuchung zu Aktualität, Sensation und Stimmungsmacherei und den Fluch der ungeheuern, über das Maß von Vorstellung und Ausdruck hinausgehenden Tatsache. Das Zerstörungswerk hat seine eigene Sprache, und Worte kommen ihm nicht nach, am wenigsten Dichterworte, deren Seele die Form sucht. Das Formlose herrscht, wo alle Form zerbricht, und Seufzer und Schrei des Schlachtfeldes sagen soviel mehr als alle Schlachtfeldpoesie zusammen. Jetzt, wo die Wirklichkeit selbst grausam erfinderisch geworden ist, kann sie Erfindungskraft des Dichters entbehren, und auch der Deutung bedarf sie nimmer, wo sie so grausam deutlich spricht. Es ist deshalb nicht allein der Einmischung vieler Unberufenen zuzuschreiben, die die Sensation des Augenblicks erhaschen wollten, wenn es so unerfreulich um die gegenwärtige Kriegsliteratur steht; auch die scheinbar Berufenen versagen, und selbst ein so haarscharfer, mit dem feinsten Sinn für das Wirkliche und Wesentliche begabter Beobachter und psychologischer Analytiker, ein so sicherer Meister der knappen, unmittelbaren Darstellungskunst wie Alexander Castell ist in seinen Kriegsnovellen<sup>1)</sup> der Entgleisung ins romanhafte Arrangement nicht immer entgangen, so wenig wie seine deutschen

Kollegen — der zartnervige, suggestive Kurt Münzer etwa — deren Kriegsdichtungen immer dort am besten sind, wo sie den Ereignissen der Zeit am fernsten stehen und sich der erdrückenden Konkurrenz jener gewaltigen Themen entziehen, welche die schlichte Zeitungsnotiz und der schwere Soldatenbrief geben und die weder Interpretation noch Variation ertragen. Der Dichter dieser Zeit wird erst erstehen, wenn das Furchtbare der Aktualität entnommen ist; denn Kunst ist Reife, und es ist wohl so, daß die überhitzte Stunde nur Fallobst zu treiben vermag. Auch die deutschen Verleger, von denen fast ein jeder zu einer Zeit meinte, den Roman des „großen Krieges“ ankündigen zu müssen, haben herausgefunden, daß die Marke „Nicht im Banne der Kriegsereignisse“ bereits zügig geworden ist, und so konnte der erfahrungsreiche deutsche Verlag J. C. Heers harmlosen, mit idyllischen Schweizerfarben deforierten, mit derbfäustiger Schweizer Rüstizität gewürzten, dem angenehm spannenden Unterhaltungsgenre zugehörigen Roman „Der lange Balthasar“<sup>2)</sup> gleich in zwanzigtausend Exemplaren hervorspringen lassen. Ob unserm Dichter über solchem Erfolg, der manchem seiner Kollegen jenseits der Grenze den Atem rauben würde, wohl nicht das Seufzen nach kriegerischen Stoffen vergangen ist?

Für unsere Schweizer Schriftsteller, insofern sie mit ihrer Dichtung daheim blieben und nicht wie Castell die fremden Schlachtfelder aufsuchten, war Versuchung und Gefahr der Stunde weniger groß, da die Grenzbesetzung mit ihrem mehr idyllischen Charakter ein leichter zu bewältigendes Stoffgebiet darstellte; aber es lastet auch auf diesem der Fluch der Aktualität,

<sup>1)</sup> „Der Kriegspilot“, Novellen; „Der Tod in den Lüften“, Novellen, dreizehntes und vierzehntes Bändchen in Langens Kriegsbüchern. München, Albert Langen Verlag, 1915.

<sup>2)</sup> Dorfroman. Stuttgart und Berlin, J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1915.



Martha Burghardt. Rapperswil. Herrschertempel im Bezirk des Himmelstempels von Peking. Tuschezeichnung.

der freilich nicht den buchhändlerischen Erfolg, sondern bloß den künstlerischen Wert trifft. Es ist bezeichnend, daß das einzige wahrhaft Dichterbuch, das die Zeit bei uns hervorbrachte, kein die Vorkommnisse benützender, aus Ereignis und Erfindung kombinierter Roman ist, sondern lyrisch philosophische Betrachtungen, die nicht in Erfassung und Ausdeutung der Geschehnisse gipfeln, sondern in einer von der Gegenwart abgekehrten Hingabe an ewige, unvergängliche Werke des Menschengestes, neben denen auch der große Krieg vergänglich erscheint und ohne Größe, Francesco Chiassas Denkerbuch „Blätter unter der Asche in Tagen lodrender Flammen“<sup>3)</sup>. Dabei sollen ein paar gute Novellen, die scheinbar der Kriegszeit angehören und auch unter dieser Etiketle gehen, nicht der eigentlichen Kriegs- oder Grenzbefehlungsliteratur beigezählt werden, da ihnen die Darstellung der Zeitereignisse nicht Wurzel und Zweck ist, sondern bloß Nebenmotiv. Dazu gehören die Erzählungen von Jakob Bühler<sup>4)</sup>, der nun nach Jahren seinem ersten feinen Skizzenbüchlein ein zweites folgen läßt, welches — das androgyne, erotisch intellektuelle Zusammenspielen aus schweizerischer Gouwer-

nante und italienischer Wildkaze „Gina Frascati“ ausgenommen — die Versprechungen des ersten hält, so in der eigenartigen, trotz der etwas pedantischen Stilisierung der Hauptperson lebenswahren Titelnovelle, in der famosen Geschichte vom simulierenden Kesselflicker, in den Kriegserlebnissen einer Wildsau (die eigentlich ein Eber ist), die gut genug wären, in einem Lesebuch zu stehen, und im „alten Daniel“, der unsern Lesern bekannten, durch ihre Schlichtheit und die kleine überraschende Biegung am Schluß so intensiv wirkende, den patriotischen Aufschwung der Zeit in rührender Weise spiegelnde Skizze<sup>5)</sup>. Auch noch in einem andern Buche ist Bühler vertreten mit einer gedanklich interessanten, aber mehr gedachten als erlebten Briefnovelle, nämlich in dem bei Drell Füssli erschienenen Sammelbändchen „Die Heimat voran“. Das Büchlein mit sechs Erzählungen und Skizzen schweizerischer Schriftsteller gibt sich ausdrücklich als Publikation aus der Kriegszeit und behält mit dieser Erklärung besser Recht als mit dem Haupttitel; denn die drei im Kriegsland spielenden Novellen von Isabella Kaiser, Hans Dettwyler und A. Attenhofer haben weder mit unserer Heimat noch überhaupt mit Heimatliebe zu tun, sondern handeln vorab von der Sinnlosigkeit

<sup>3)</sup> Deutsche Uebersetzung von E. Meweß-Béha. Zürich, Art. Institut Drell Füssli, 1915.

<sup>4)</sup> „Die Steinhauer-Marie und andere Erzählungen“. Bern, Verlag A. Francke, 1915.

<sup>5)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ XIX 1915, 90 ff.

der von Staatsraison geschaffenen und künstlich großgezogenen Feindschaft zwischen Menschen. So zeigt uns Isabella Kaiser den seelischen Zusammenklang und die keimende Liebe zweier feindlich Getrennten, Hans Dettwyler erzählt vom rucklosen Schicksal eines französischen Essäfers, dem der deutsche Sohn im eigenen Hause von Franzosen erschlagen wird, und Adolf Attenhofer, der seine tiefsinnige Lyriker, läßt seinen etwas stark aus dem Gedanken konstruierten Feldprediger an der Erkenntnis der gottklästernden Unchristlichkeit des Krieges zugrunde gehen. Diesem Sammelbändchen hat der Herausgeber Hermannellen gleichzeitig noch ein anderes zugefellt, das im „Schweizer Heimatkunst-Verlag“ erschienene, von Vellen und Ulrich Amstutz bestrittene Büchlein „Grenzwachtzeit“<sup>6)</sup>. (A propos, wenn der Locarner Verlag seinen stolzen Namen zu Recht tragen will, sollte er sich doch hüten vor Publikationen wie die unsagbar manierierte, rührungstropfende Erzählungen von Moys Horat<sup>7)</sup>, deren hochklingende Anpreisung als Heimatkunst man nicht ohne Erröten lesen kann: vor parfümierter Erdscholle sollte man doch verschont bleiben in solchen Zeiten!). Möglich, daß der gute Erfolg des vom schweizerischen Schriftstellerverein veranstalteten Sammelbandes Hermannellen zu diesem Doppelunternehmen ermutigte, vielleicht auch war das Bestreben nach Aktualität ausschlaggebend — sei dem wie ihm wolle, man kann nicht sagen, daß diese Kompagniegeschäfte erfreulich wirken. Die Buntheit des Zusammengewürfelten ist an und für sich schon künstlerisch unbefriedigend, tun sich aber gar junge unausgereifte Talente zusammen, so schmeckt das bedenklich nach Schülervorstellungen, wo jeder zeigt, was er kann, in guter Reihenfolge, der Geschickteste am Schluß. Auch die Aktualität wiegt den Nachteil nicht auf und dürfte für eine Buchpublikation niemals ausschlaggebend sein. Was mit dem aktuellen auch das übrige Interesse verliert, sollte dem Feuilleton verbleiben. Den beiden Büchlein kann man den Tadel nicht ersparen, daß sie gar wenig enthalten, was die Bedeutung des Augenblickes überdauert. Eigentlich kann dafür nur die „Mutter Annaliese“ (in „Heimat voran“) des jungen, ungestümen, noch etwas unausgeglicheneren, aber recht interessanten Berner Schriftstellers beansprucht werden, der sich pseudonym Ulrich Amstutz nennt. Es ist ihm in der kleinen episodenhaften Geschichte ein Stück wahrer Heimatkunst gelungen, weil sie ehrlich geschaut ist und lebhaft empfunden und gradeswegs aus vertrautem und geliebtem Boden erwachsen. Dagegen zeigt „Die Mondscheinsonate“ von Isabella Kaiser fast schmerz-

lich, wie auch die künstlerisch erfahrene und feine Hand an den Vorwürfen dieser gewaltigen Zeit zerschanden werden kann und wie die schlichte Anekdote durch ausschmückende Bearbeitung um ihre tiefe Wirkung gebracht wird. Die Nachteile der Aktualität erweisen sich ebenfalls, wenn auch auf andere Art an dem kleinen Zeitbuch von Robert Wehrli<sup>8)</sup>. Als man vor Monaten einige seiner lebhaft und eindrücklich geschriebenen Skizzen in einem Feuilleton las, blieben sie nicht ohne Wirkung; denn sie halfen aus den Wirrsalen der ersten Kriegszeit Anschauung und Erkenntnis finden. Nun, da man sie wieder zur Hand nimmt im schmucken Bändchen, angenehm gedruckt, ist man erstaunt, wie alt diese Wahrheiten schon geworden sind und wie selbstverständlich in den erlebnisreichen Monaten. Nur die Geschichte vom Landsturmfüßler Dürstler bleibt jung, dank der Lebenskraft ihres köstlich geratenen Helden.

Ganz anders steht es um das Buch von Johannes Jegerlehner<sup>9)</sup>, das ohne literarisch philosophische Ansprüche sich als eine treue, farbige Schilderung des Lebens im Grenzdienst unserer Schweizer Soldaten gibt und das als Erinnerungsbuch jedem, der den schweizerischen Waffenrock trägt, kostbar sein muß und dank seinem dokumentarischen Wert den Moment überdauern wird. Natürlich spricht auch der Dichter aus diesem Buch, weniger dort, wo Personen durch Erfindung etwas lose romanhaft untereinander und mit den Ereignissen verbunden werden, als wo die Landschaft zu Worte kommt, und da wir mit den Soldaten durch einen Großteil des Vaterlandes ziehen, nach Süden und Norden und Westen und in die hohen Gipfel hinauf, redet sie eine vielgestaltige und herzbewegende Sprache. Daß uns im übrigen dieses von einem Offizier geschriebene Buch mehr Bewunderung für den Soldaten einflößt als für die Herren Offiziere, zeugt für des Autors prächtige Ehrlichkeit. In Parenthese sei hier verzeichnet, daß Jegerlehners wertvolle Sagenbücher „Was die Sennen erzählen“<sup>10)</sup> und „Am Herdfeuer der Sennen“<sup>11)</sup>, mit denen der Dichter vor Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn ein gründliches Fundament legte, eben in Neuaufgaben mit künstlerischem Buchschmuck von Rudolf Mürger und Hannah Egger herausgekommen sind. Auf Weihnachten hin wird man das gerne vernehmen.

<sup>8)</sup> „In diesen Zeiten 1914—1915“. Frauenfeld, Suber & Co., 1915.

<sup>9)</sup> Grenzwacht der Schweizer. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1915.

<sup>10)</sup> Märchen und Sagen aus dem Wallis. Aus dem Volksmunde gesammelt. 4. Aufl. Mit 39 Zeichnungen von Rudolf Mürger. Bern, A. Francke, 1915.

<sup>11)</sup> Neue Märchen und Sagen aus dem Wallis. Aus dem Volksmunde gesammelt. Illustriert von Hannah Egger. 2. Aufl. ebenda.

<sup>6)</sup> Locarno und Leipzig, Scheidegger & Cie.

<sup>7)</sup> Hirnfeuer, Erzählungen und Skizzen, ebenda, 1916.

Es ist eine seltsame, vielleicht mehr als zufällige Erscheinung, daß drei der zwar jetzt erschienenen, aber vor Kriegsausbruch geschriebenen Bücher sich mit dem Problem des Krieges beschäftigen, zwei durch Darstellung und völkerpsychologische Deutung historischer Ereignisse, das dritte durch einen feinfühligem Beitrag dichterischer Intuition zur Psychose des kriegerischen Heroismus und lustvollen Todesmutes. Berührungspunkte haben die drei Bücher kaum, nicht einmal die beiden ersten, obschon sie Kriegsereignisse aus derselben Periode der Revolutionierung der Schweiz zu gestalten suchen. Denn es wäre ein Unrecht, Ernst Eschmanns „Volksfrühling“<sup>12)</sup> an Esther Odermatts „Seppe“<sup>13)</sup> messen zu wollen. Eine Welt trennt die beiden Bücher, nicht allein im grundsätzlich verschiedenen Temperament der beiden Autoren begründet, sondern auch im bewußt gewählten Vorwurf und in der künstlerischen Absicht. Als (nicht ganz unparteiischer) Historiker mit idyllisch romanhaften Intentionen hat Eschmann den in der Zürcher Geschichte mehr als Symptom denn als Ereignis wichtigen Stäferkrieg behandelt, und es ist ihm gelungen, was er wohl in erster Linie bezweckte, uns diese Episode kulturhistorisch und menschlich verständlich zu machen und recht lebendig vor Augen zu führen. Daß Eschmann, der sich als Mundartlyriker bereits einen guten Namen gemacht hat, auf dem Weg vom Idyll her an seinen Romanstoff gelangte, brauchte der Darstellung dieses Miniaturkrieges nicht zum Nachteil zu gereichen; aber die große Breite und allzu unbekümmert verweilende Art tut doch der Wirksamkeit des Ganzen Eintrag und läßt die in die Handlung verknüpften Persönlichkeiten, deren Schicksale gleichsam in Einzelbildchen aufgelöst werden, zu keinem überzeugenden Leben gedeihen. Es ist schade, daß der Dichter, dem manche feine und innige Töne zu Gebote stehen, sich nicht die Zeit dazu nahm, den Stoff als Künstler so gewissenhaft durchzuarbeiten, wie er es im großen ganzen als Historiker getan. Denn man kann sich nicht verhehlen, daß das Buch seinen großen Umfang weniger der Fülle verdankt als der Breite.

Während Eschmann ein Volk oder doch ein Völklein zum Helden seines dispers angelegten Romans macht, erfährt Esther Odermatt ihr Problem durch das Einzelschicksal und schafft so von vornherein die Bedingungen zur seelischen und künstlerischen Konzentration, auf die der Autor des „Volksfrühlings“ offenbar bewußt verzichtete. Aber der Stoff erfährt noch in einem andern Sinne Sammlung durch die konzentrische Raffung um das Hauptgesche-

nis, den „Meberfall“ in Nidwalden, der auch im Leben der Heldin zum Gipfel wird und Grenzstein zwischen Zusammenbruch und Neubeginn. Denn als Heldin und Opfer, durch Tat und Leiden nimmt das hochgemute Unterwaldnermädchen mit dem männlichen Geist und weit verlangenden Sinn teil am furchtbaren Ereignis, in das sie hineingewachsen ist mit der unheilvollen Entwicklung jener Zeiten des Umsturzes, da Heimatliebe und Engherzigkeit, Freiheitsdurst und Vaterlandsverrat so schreckhaft nahe aneinander wohnten. Der konzentrischen Anlage des Stoffes entsprechen die straffe Linienführung der Darstellung und die klare treffende Sprache, die so nur bei einem völlig ausgereiften Kunstwerk möglich sind — denn in dieser meisterlichen Novelle, die eigentlich ein Roman ist, sind nicht allein Ereignis und Gestalt, sondern schier jedes Wort durchlebt und durchdacht. Nicht überdacht, hat doch diese heißatmige Erzählung so gar nichts Erklügeltes an sich; das Temperament der Dichterin stand dem entgegen und die Sensibilität ihres Empfindens, die sie so manchen menschlich rührenden Zug finden ließ, und vor allem den wundervollen Ausgang. Er zeigt uns, wie die unter dem Drucke eines furchtbaren Schicksals und im Kampf damit zum heroischen Willensmenschen von oft fast übermenschlichen Dimensionen erstarrte und erstarrte Frau im Zusammenleben mit einem Kinde nach und nach den Reichtum der Seele wiederfindet und, von der Fessel des eigenen Willenszwanges erlöst, zum warmen Leben erwacht, dessen Sinn die Güte ist, das Verstehen und das Vertrauen. — Aber noch andere Qualitäten der Autorin sorgten dafür, daß diese abgewogene Kunst nicht zur Künstelei wurde: ihr kräftiger Wirklichkeitsinn, der sie ihre Bauern nach Gehaben und Sprache mit erstaunlicher Treue gestalten ließ und all ihren Menschen zu persönlichem Leben verhalf (den Neffen der Heldin vielleicht ausgenommen, der etwas unindividuell, ungreifbar bleibt und mit einem leisen Stich ins bekannte Schema *naiv schutzengelhafter Jugend*). Und dann die schöpferische Phantasie, die Esther Odermatt es ermöglichte, zu einer Zeit, da uns die traurige Erfahrung dieser Tage noch fehlte, kriegerische Vorgänge mit wahrhaft grausamer Kraft und Deutlichkeit darzustellen. Ja, das Seltsame geschieht, daß dieses von der Dichterphantasie einer Frau geschaffene Kriegsbild eindrücklicher und wahrer wirkt als so viele aus Wissen und Erlebnis geschöpfte Darstellungen, die uns die Gegenwart schenkt. Mit Esther Odermatts „Seppe“ führt sich ein neuer Name mit einer vollgültigen Tat verheißungsvoll in die Literatur ein.

Ein neuer Name den meisten wird auch Hans Ganz sein, der Autor der aus vorkriege-

<sup>12)</sup> Ein Zürcher Roman. Zürich, Art. Institut Drell Füßli (1915).

<sup>13)</sup> Die Seppe, eine Geschichte aus Unterwalden. Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1916.

rischer Zeit so seltsam in diese Tage hineinragenden novellistischen Studie „Peter, das Kind“<sup>14)</sup>; denn die mehr interessanter als erfolgreichen Dramendichtungen dieses jungen Zürchers sind nicht in die Breite gedrungen, und fast ist anzunehmen, daß auch dieses Buch kein großes Publikum finden wird. Es ist nach Stoff und Anlage nicht so, daß es gefallen kann, trotzdem die Wurzel seiner sprachlichen und gedanklichen Besonderheit nicht Schrulle ist, sondern Eigenart der Kraft und Bedeutung. Aber wer hätte Freude daran (und Freude will das große Publikum begreiflicherweise nun einmal von einem Buch), die schmerzhaftes Genesnis einer Jugendneurose über sich ergehen zu lassen, die eine subtile, unbarmherzig deutliche, dichterisch bildhafte Kunst einem zum Erlebnis macht? Und man muß ja zugeben, dem Wert des Buches wäre kein Abbruch geschehen, und es hätte an künstlerischer Sammlung und Wirkung nur gewonnen, wenn sich der Autor durch sein psychoanalytisches Interesse nicht in gar so viele Detailuntersuchungen hätte hineinlocken lassen, die nicht alle dem Ganzen dienen, und besonders im ersten Teil hätten Form und Sprache noch manche Säuberung gut getan, den Ereignissen dagegen einige Bereicherung; aber das merkwürdige Hauptproblem des Buches, Selbstvernichtungslust aus Erlebnisdrang und Wundersucht nach dem unerklärten Nachher und aus Furcht vor der flauen Alltäglichkeit, die der Kindheit das Ende setzt, und aus Sehnsucht nach Befreiung von der Daseinsfessel ist so eindringlich und eigentlich erschöpfend behandelt, daß dieses qualvolle Buch späterhin wie ein Symbol einer Zeit erscheinen mag, die sich unter den Fahnen von Lebensdrang und Sonnenhunger in den Vernichtungskampf stürzte. — Nach Problemstellung und Kunstauffassung steht dieses Kindheitsbuch nicht gar so ferne einem Dichter, dessen innigstes Anliegen immer noch die in strenger Realistik künstlerische Darstellung leidvoller Jugend war, aber vom Künstler und Stilisten Paul Jlg, wie er im neuesten Buche vor uns tritt, hätte Hans Ganz noch manches zu lernen. Die Novellensammlung mit dem verwunderlich unpassenden sentimentalischen Titel „Was mein einst war“<sup>15)</sup> schließt inhaltlich und formell an Jlg's reifstes Buch „Das Menschenlein Matthias“ an, und in den sieben Erzählungen erfährt des Dichters altes Thema vom Lebens- und Glückshunger bedrängter Jugend und von Verschuldung gegen die rucklos ausgenützte Opferliebe der Mutter vielgestaltige, immer neu ergreifende Beleuchtung. Da die größte, das Buch beherrschende und seinen künstlerischen Tenor bestimmende Geschichte

„Maria Thurnheer“ unsern Lesern vertraut ist<sup>16)</sup>, gebrauchen wir zu dessen Charakterisierung keiner weiteren Worte. Es sei nur gesagt, daß sich auch noch andere der Erzählungen auf der Höhe dieser Meisternovelle halten.

Im Angesicht so schwerlastender, bekenntnismäßig selbstquälerischer Dichtungen, die doch ehrliche und ernst zu nehmende Kunst sind, vergißt man schier die alte Forderung an das Kunstwerk, Beglückung zu schaffen aus heiterer Schönheit und Erhebung. Aber das Verlangen nach der heitern, leichtblühenden Muse ist doch noch da und wird in der Betrübniß dieser Zeit gar zur Sehnsucht. Ihr kommt eine Erfüllung durch zwei Bücher, welche die Gegenwart aus einer hellern Vergangenheit hervorholt, durch ein neues Novellenbändchen von J. B. Widmann<sup>17)</sup> mit vier jener von gutem Humor erfüllten Erzählungen, die unter der armutigsten Form und im geistreichen Spiel der Worte und Gedanken soviel echte Weisheit und Lebenstiefe bergen, und durch die Neu-Ausgabe von Meinrad Lienerts „Erzählungen aus der Urschweiz“, die einen aus dem der ersten Novelle abgenommenen Titel „Der jauchzende Bergwald“<sup>18)</sup> vielversprechend mit allem Jubel unseres Schweizer-Meistersingers anglänzt, ob schon die Geschichte, die diesen Namen trägt, das tragische Romeo und Julia-Motiv behandelt; aber man weiß ja, daß Lienert nur an etwas Hand zu legen braucht, damit es gleich leuchtet und wärmt wie von lauter Sonnen, und diese Erwartung täuscht das alte Buch, das ein neues geworden ist, keineswegs. Es handelt sich nämlich nicht um eine bloße Neuauflage, sondern um eine gründlich umgearbeitete und bereicherte Neuauflage. Der Dichter hat durch Ueberarbeitung die alten Erzählungen um das Stück weitergebracht, das sie auf der künstlerischen Entwicklungslinie seines Schaffens<sup>19)</sup> von der Meisterschaft trennte, und er hat auch noch eine neue hinzugefügt. Gleichwohl bleibt diesem Buche etwas von jener frühern Zeit eigen, da das Dichten noch minder eine bitterernste als eine ernsthaft gefreute Sache war und da sich der Poet noch nicht vor der Verwendung alter Stoffe und bekannter Motive zu scheuen brauchte. Aber gerade dieser Zug macht das Buch unserer Zeit besonders lieb, der nichts gründlicher abhandelt gekommen ist als liebliche Sorglosigkeit.

<sup>16)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ XIX 1915, 459 ff., 525 ff., 597 ff.

<sup>17)</sup> Jugendeselei und andere Erzählungen. Bern, Verlag von A. Francke, 1915.

<sup>18)</sup> Alte und neue Geschichten. Frauenfeld, Huber & Co., 1915.

<sup>19)</sup> Dieser Entwicklung ist Ernst Eschmann in seiner Meinrad Lienert-Studie (Frauenfeld, Huber & Co., 1915) mit feinem Verständnis und warmer Einfühlung nachgegangen; auf das zum 50. Geburtstag des Dichters erschienene zierliche Büchlein sei hier nachdrücklich hingewiesen.

<sup>14)</sup> Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1915.

<sup>15)</sup> Erzählungen. Frauenfeld, Huber & Cie., 1915.



Max Buri (1868—1915).

Hedwig Buri (1913).  
Phot. Ph. & E. Lind, Zürich.





Ja, die liebe Sorglosigkeit! Wenn man denkt, wie heiter beglückt einſt Widmann von ſeinen ſonnigen Italienfahrten zu erzählen wußte, und nun aus Guſtav Gampers Wanderbuch „Rom und Reise“<sup>20)</sup> erfährt, wie ein moderner Muſenſohn ſein Italien erlebt, wird einem ſo recht der ſchwere Wandel der Zeiten bewußt. Zwar geht auch Gampfer, und oft ſogar mit einer faſt bedrückenden Gefolgschaftstreue, auf Goethes Pfaden, die ja auch Widmann liebte; aber in den olympiſchen Geiſt iſt ein Schwall von Wagner-Nietſchſchem Pathos gedrungen, von bedeutungsſchwerer Gewichtigkeit, die den andächtigen Wanderer ſelbſt den Lebens- und Kunſtgenuß wie eine koſtbare Fracht auf verantwortungsbewußten Schultern tragen läßt. Dennoch iſt das Buch dieſes feinen, merkwürdig religiös veranlagten Maler-Muſikerpoeten mit ſeiner wahrhaft weiblichen Einfühlungsfähigkeit und Sensibilität ein echtes Dichterbuch, und es könnte auch ein wirkliches Kunſtwerk ſein, hätte die allzu wichtignehmende Art des Autors oder, wer weiß, vielleicht auch Freundesrat, ihn nicht verhindert, belangloſe Tagebuchnotizen zwiſchen Seiten von Geiſt und dichterischer Schönheit herauszunehmen, und ſpielte ihm nicht ſeine Prezioſität hier und da einen Streich, ſodaß die gewollte Simplität zur ungewollten Deklamation wird. Am natürlichſten und eindrucksvollſten ſind wohl die Kapitel über Burgund, Provence und Auvergne, da der Geiſt der Miſtral, van Gogh und Laurence Sterne, in deren Bannkreis der Dichter ſich diesmal bewegt, eine geringere Beherrſchung bedeutet als derjenige Goethes und weil der weiche und myſtiſch-romantiſche Zauber jener Gegenden dem Schöpfer von Zürichs ſtimmungreichen Parſifal-Bühnenbildern verwandter iſt als die Klarheit antiker Welt.

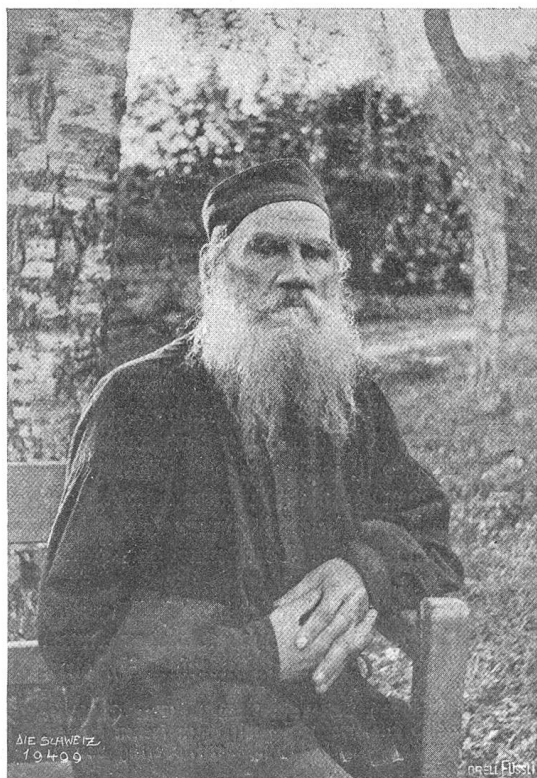
Im ſchroffſten Gegenſatz zu dieſen träumeriſchen, oft in Klangſchöne Strophen ausſtrömenden Wanderſkizzen ſteht das Reisebuch einer Schweizerin, deſſen Zauber, Kraft und Bedeutung Sachlichkeit heißt. Ihrem erfolgreichen Weltreisebuch „Vorwärts“ hat Lina Bögli eine würdige Fortſetzung gegeben in der Darſtellung ihrer Orientreiſe<sup>21)</sup>, welche die Unternehmungsluſtige in den Jahren 1910—13 durch Sibirien und über Wladiwoſtoſk zu zweiſährigem Aufenthalt nach Japan führte, dann über Korea nach dem Reich der Mitte, zur See nach Singapoore und ſchließlich über das Mittelmeer nach der Heimat zurück. Man weiß, mit welcher Vorurteils-

loſigkeit, wie verſtändig und gründlich Lina Bögli beobachtet und wie unmittelbar und friſch ſie das Beobachtete im Tagebuch wiedergibt. So war ſie recht dazu berufen, uns aus jenen Ländern, über die ſo widersprechende Nachricht herüberkommt, verläßliche Kunde zu geben. Es zeigt ſich aber auch, daß gerade ſolch kluge Sachlichkeit die Phantasię, weil ſie ihr freien Spielraum läßt, aufs glücklichſte anregt. Dem an Bildern und Belehrung reichen Buch wird der große Erfolg, der ſeinem in verſchiedene Sprachen überſetzten Vorgänger zuteil ward, nicht fehlen. — Daß der junge Zürcher Adolf Moesle, den Abenteuerluſt und die Sehnsucht nach der Anſchauung großer Natur und großer Kunſt auf unſicherer Felſe den Nil hinauf führte, mit rechten Poetenaugen zu ſchauen vermag und dabei auch der Sachkunde nicht entbehrt, wiſſen unſere Leſer, und es wird ſie freuen zu vernehmen, daß ſeine farbenglühende, erlebnisreiche Nilfahrt<sup>22)</sup> nun auch als Buch erhältlich iſt<sup>23)</sup> in ſchöner Ausſtattung und reich illuſtriert. — In dieſem Zuſammenhang ſei auch des lebenswürdigen, ſehr farbigen Buches<sup>24)</sup> gedacht, darin ein Baſler Profeſſor mit wohl-

<sup>20)</sup> Vgl. „Die Schweiz“ XVIII 1914, 511 ff. 550 ff.

<sup>21)</sup> Unterubien, Reiserinnerungen. Mit 29 Textillustrationen und 3 Kunſtbellagen nach photographiſchen Aufnahmen des Verfaſſers. Buchſchmuck von G. Schuh. Bern, Verlag A. Francke, 1915.

<sup>22)</sup> Prof. Dr. F. Schöffle, Aus goldenen Tagen, Wanderungen in Oeſterreich. Zürich, Verlag von Rascher & Cie., 1916.



Leo Tolstoj

(nach un veröffentlichter Photographie vom Jahre 1895).

<sup>20)</sup> Mit einigen Reproduktionen nach Holzschnitten, Aquarellen und Zeichnungen des Verfaſſers. Zürich, Verlag von Rascher & Cie., 1915.

<sup>21)</sup> Immer vorwärts. Frauenfeld, Huber & Cie., 1915.

Mon cher Mr Schopf,  
 Je n'ai pas de relations  
 particulières avec aucun  
 Journal Français. Dans  
 tous les cas si ma lettre  
 de recommandation peut  
 être utile à la publi-  
 cation de votre article  
 je vous l'envoie sans  
 y mettre <sup>l'adresse</sup>. Vous pourrez  
 l'adresser à la Direction  
 qui vous châtiera. Je  
 vous remercie pour l'envoi  
 du livre.  
 Je vous serre la main  
 Leon Tolstoy.

Leo Tolstois Handschrift (1897).

tätig unprofessoraler Frohlichkeit von verschiedenen Studentenfahrten im südlichen Oesterreich berichtet, die er einst als Schüler und später als führender Lehrer mitmachte, und von einer traumhaft schönen Reise nach dem Ziel seiner Sehnsucht: Konstantinopel. Ein offener, für den Charme und Humor des Reiseerlebnisses besonders empfänglicher Sinn, alteingewurzelte Liebe zum österreichischen Land, form- und farbenfrohe Maleraugen und des Naturwissenschaftlers gründliche Einsichten in das Wesen der Natur machen F. Zschokke zum angenehmsten Führer, und es ist seltsam und wehmütig, sich von ihm Gegenden, die nun unter dem Kriegsverhängnis stehen, in eitel Sonnenglanz zeigen zu lassen und in der Verklärung begeisterter junger Augen.

Aber nun im Angesicht des Christbaumes noch ein Besonderes: Wir haben wieder einmal ein echtes herzerfreuendes Kinderbuch<sup>25)</sup>, eins,

<sup>25)</sup> Elisabeth Müller, Breneli. Eine Geschichte für Kinder und alle, welche sich mit ihnen freuen können. Mit Bildern von Paul Wyß. Bern, Verlag von A. Franke, 1916.

daran sich die Kinder warm lesen und daran sie ertüchtigen können. Und zwar möge man die Grenze ihres Alters durchaus nicht so eng ziehen, wie der Verleger es tut, und sie ruhig unter acht hinabschieben und hinauf — warum nicht über achtzig? Denn wo Kinderart uns ehrlich und treu gegeben wird, in der Spiegelung einer feinen, mit Lust und Leid des Kinderherzens vertrauten Dichterseele, die den süßen Humor kindlicher Ernsthaftigkeit und den verborgenen Schmerz kindlicher Unart erfährt, wer wäre da zu jung oder zu alt um mitzugehen? Oder wer möchte es der jungen Autorin zum Vorwurf machen, daß sie nicht lange nach neuen, unerhörten Motiven suchte und den Zufall einen freundlichen Helfer sein ließ, nachdem er gesehen, wie dieses Buch Kinderwangen rötete, und selbst fühlte, wie es einem mit seiner recht dem Leben abgesehenen Realistik ans Herz greifen kann! Man hat von der jungen Bernerin Elisabeth Müller bis jetzt noch nichts gelesen; aber man fühlt es diesem „Breneli“ an, daß für unsere jungen Leser nun wieder bessere Zeiten kommen werden.

\* \* \*

Kurz vor Redaktions-schluss treffen noch ein paar Nachzügler des Büchermarktes ein, auf die wir, da nun zur eingehenden Würdigung der Raum fehlt, doch die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten.

Konrad Falkes kostbar abgewogene Renaissance-Novelle mit ihren pikanten Kontrasten von heißem Erlebnis und geistreicher Paraphrase „San Salvatore“<sup>26)</sup> liegt nun als hübsch ausgestattetes Büchlein vor. Derselbe Verlag, der dieser kunstvoll gebauten, zuerst in der „Schweiz“<sup>27)</sup> veröffentlichten Geschichte zum zierlichen Buchdasein verhalf, hat auch die deutsche Ausgabe des erfolgreichen, von der französischen Akademie gekrönten, bereits ins Englische und Holländische übersetzten Romans unseres welschen Compatrioten Benjamin Wallotton, „Die Familie Profit“<sup>28)</sup> übernommen. Dieses Werk eines feinsten Beobachters, eines durch die Oberfläche scharf- und zart sinnig ins Innere dringenden Dichters und liebevoll geistreichen

<sup>26)</sup> Novelle. Zürich, Verlag von Rascher & Co., 1916.

<sup>27)</sup> XIX 1915, 66 ff. 134 ff. 215 ff. 269 ff. 331 ff.

<sup>28)</sup> Deutsch von S. Fischer, ebenda, 1916.

Darstellers des schweizerisch gefärbten Kleinbürgerlichen Alltags verdient einen großen Leserkreis auch in dieser deutschen Uebersetzung, die so gut ist, daß sie selbst den Charme des meisterlich gehandhabten Dialogs wiederzugeben vermag. Ferner sind eingetroffen die von allen Kunstfreunden freudig erwarteten Briefe Albert Weltis, die Adolf Frey in einem stattlichen Bande herausgibt<sup>29)</sup>. In welcher Weise das Buch den Erwartungen antwortet, davon soll hier später ausführlich die Rede sein. — Und aus Bern kommt uns ein neuer Tavel<sup>30)</sup>, und zwar ein vollgültiger, einer aus der Zeit der Krinolinen, der

<sup>29)</sup> ebenda, 1916.

<sup>30)</sup> Rudolf v. Tavel, Der Donnerweg. E Liebesgeschichte us schille Zyte. Berndeutsche Erzählung. Bern, Verlag von A. Francke, 1916.

beginnenden Eisenbahnen und ausgehenden Kapitulationen, ganz erfüllt vom Duft jener Tage, wahrhaft schwelgend in den Köstlichkeiten bernischer Mundart, von überwältigendem Humor und tiefem Lebensernst; aber das Ganze gipfelt in der prächtigen Gestalt der Heloin, die, grad, unverziert, innig, einen solch gesunden, edeln Lebenswillen besitzt, daß kein Schicksal sie zu meistern vermag, weil alles ihr zum Segen werden muß, Glück und Unglück und selbst Misere. Wieviel aufgeregte Gemüter kann dieses herrliche, fröhlich ernste Buch mit dem hold beschwichtigenden Untertitel „E Liebesgeschichte us schille Zyte“ beruhigen! Denn es erheitert und unterhält nicht bloß, es weist auch die Blicke auf die wichtigen Dinge, die über den Zeiten stehen, auch über dieser grausamen Gegenwart. M.W.

## Tolstoi-Erinnerungen\*).

Nachdruck verboten.

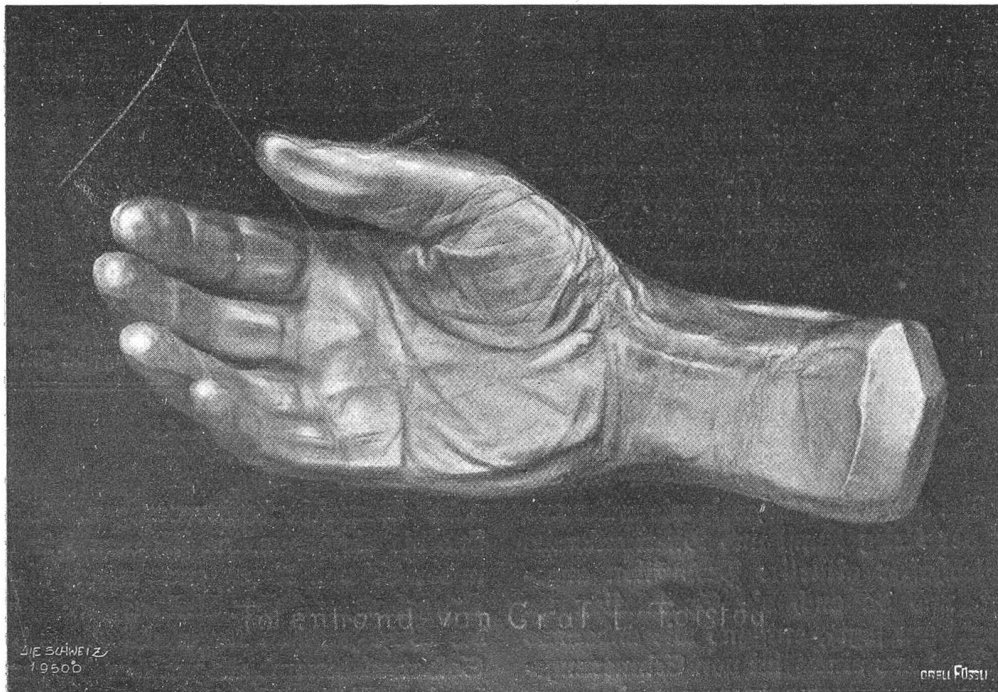
Mit einer Schriftprobe und zwei weitem Reproduktionen.

Von allen russischen Erinnerungen sind mir wohl die an Leo Tolstoi, dem berühmten Einsiedler von Jasnaja Poljana, die liebsten\*). Ziemlich genau sind seit meinem ersten Zusammentreffen mit dem großen Menschen, Künstler und Gott-

sucher zwanzig Jahre übers Land gegangen, was nicht hindert, daß ich mich noch mit großer plastischer Deutlichkeit jener langen Unterhaltungen entsinne, bei denen Sozialismus, Abstinenz und Prof. Forel, Suggestion, Vegetarismus, kurz die heterogensten Dinge berührt wurden. Noch ist mir, ich höre Tolstoi fragen: „Qu'est-ce que vous faites donc chez nous, en Russie?“ worauf ich, in Anspielung auf

\*) Vgl. auch N. Z. 3. 1895 Nr. 231 „Meine Besuche bei Tolstoi“, ferner 1910 vom 23. Nov. „Tolstoi-Reminiscenzen“, ferner Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen: „Der Patriotismus als Ursache der Kriege“, ein Brief des Grafen L. Tolstoi an die Minister des Innern und der Justiz, N. Z. 3. vom 27. Juli 1902.

\*) Vgl. o. S. 291 ff. 353 ff. 428 ff. 503 ff.



Gipsabguß von Tolstois Hand (Jasnaja Poljana 1910).